

Besuch in Bischofswerda am 13.10.2012

Als ich im Oktober 2012, wie jedes Jahr seit 1972, von Los Angeles aus wieder in Dresden war, wo ich Freundinnen und Freunde und die Sixtinische Madonna besuchte, entschloss ich mich an einem Freitag ganz spontan, nach Bischofswerda zu fahren. Nachdem meine Familie in Dresden ausgebombt war, lebten wir bis zu unserer Flucht nach Cochem an der Mosel, in dieser ruhigen, kleinen Stadt, wo meine Großeltern wohnten. Während jener Zeit wurde mir Bischofswerda trotz der schweren Nachkriegsjahre zur Heimat.

An jenem sonnigen Herbsttag im Oktober war ich seit unserer Flucht das erste Mal allein in Bischofswerda und konnte ganz unbeschwert und beschwingt meine eigenen Wege gehen. Vom TomTom ließ ich mich über die B6 zum Goldbacher Weg 3 bringen, wo wir einst gewohnt hatten, und parkte mein Mietauto, nachdem ich mich etwas umgeschaut hatte, auf der von Bäumen umsäumten Wiese neben der Feuerwehr. Als ich Kind war, waren das, soweit ich mich erinnere, leerstehende Garagen mit einem freien, betonierten Platz davor, auf dem wir Ball, Haschen, Seilspringen und Kugeln spielten und unsere Kreisel tanzen ließen. Damals wohnten viele Kinder auf dem Goldbacher Weg und in unserem Haus. Unsere Mütter hatten uns Mädchen aus Stoffresten Säckchen mit einem Band zum Zuziehen genäht, in denen wir die farbigen Tonkugeln und buntbemalten Holzkreisel aufbewahrten. Mein Lieblingskreisel war in einem wunderschönen Lila angemalt, eine seltene Farbe, und er wirbelte am besten in weiten Kreisen vor mir her. Einem buntgestreiften großen Kreisel war der Nagel am spitzen Ende nicht gerade hineingeklopft worden und er eierte erbärmlich. Trotzdem hob ich ihn

schon um seiner Farbenpracht Willen auf. Wo wir die Holzstäbe und den Bindfaden hergeholt hatten, mit denen wir die Kreisel über den freien Platz peitschten, weiß ich nicht mehr, aber wahrscheinlich hatte ich beides von meinem Opa bekommen, der auf der August-Bebel-Straße wohnte – so hieß die Neustädter Straße zu DDR-Zeiten.

Nachdenklich lief ich ums Haus und schaute mich um, während in mir längst vergangene Bilder wieder lebendig wurden. Die Treppe, die zum Waschhaus hinunter führte war schmal und gar nicht so tief, die Schuppen hinten im Garten waren verschwunden, die große Birke gab es auch nicht mehr. Sehnsüchtig schaute ich zu „unseren“ vier Fenstern hoch. Wie gerne hätte ich wenigstens den Hausflur betreten und wäre in den ersten Stock gestiegen, aber ich traute mich nicht. Ich stand schon wieder neben meinem Golf, als mich plötzlich ein Mann mit Berliner Kennzeichen, der neben mir geparkt hatte, nach der Dresdner Straße fragte – sein Navi hatte ihn in die Irre geführt. Diese Auskunft konnte ich ihm leicht geben. Wir unterhielten uns noch darüber, was uns beide an dem Tag nach Bischofswerda gebracht hatte, und als er hörte, wo ich herkam, sagte er, dass er nach Neuseeland wolle. Dann schloss ich das Auto ab, lief den Goldbacher Weg hinab, überquerte die Dresdner Straße zur Birkengasse hin, und ging am Freibad vorbei den Gondelteich entlang. Ich wunderte mich, wie klein er doch war. War ich nicht hunderte Mal an ihm entlang gelaufen und gerannt, war auf ihm herumgedandelt und hatte im Winter versucht, mit altertümlichen Schlittschuhen übers Eis des zugefrorenen Teichs zu gleiten? Kam er mir damals nicht immer sehr groß vor?

Lange betrachtete ich die alten Häuser zu meiner Linken, stieg die Stufen einer steilen Treppe hoch, schaute einer Frau nach, die mit ihrem Hund spazieren ging, und fragte mich, wie wohl ihr Leben in Bischofswerda sein mochte? Am Käthe-Kollwitz-Park vorbei bog ich in die Neustädter Straße zum Haus meiner Großeltern ein, die beide lange tot sind. Von dort lief ich an hübsch herausgeputzten Häusern mit ihren Vorgärten zurück zum Bahnhof und nahm als Abkürzung, rechts an der Post vorbei, den schmalen, mit kunterbuntem, sehr buckligen Kopfsteinpflaster gepflasterten Weg, der längst nicht so steil war, wie ich ihn in Erinnerung hatte.

Den Bahnhof hatte ich das letzte Mal gesehen, als ich mit meinem Vater in völliger Dunkelheit eines Septembermorgens Anfang der 1950er Jahre nach Ostberlin fuhr. Die Erinnerungen an den Bahnhof kamen langsam, andere Orte waren sofort wieder da. Das war seltsam, wo doch gerade der Bahnhof eine so herausragende Rolle in meinem Leben gespielt hatte, denn wir waren ja nicht nur von ihm aus ganz heimlich und voller Angst nach Ostberlin gefahren, sondern ich bin doch unzählige Male allein mit dem Zug zu meiner Omi nach Dresden gereist, die nach dem Bombenangriffen bis zu ihrem Tod in Striesen auf der Tzschimmerstraße wohnte, und die mich immer vom Hauptbahnhof abholte. Nun kam mir der Bahnhof so seltsam fremd vor, dass ich es kaum glauben konnte und schon dachte, dass etwas nicht mit rechten Dingen zuginge – bis ich auf meinem iPhone nachschaute und feststellen musste, dass ich den sehr verkleinerten Bahnhof nach dem Rückbau im Jahre 2010 nicht gleich wiedererkennen konnte. Wie schade, dachte ich, der Bahnhof war ein so stattliches Gebäude. Dabei musste ich an den

Stuttgarter Bahnhof denken und lächeln, wie wir Menschen doch immer wieder alles umbauen, ausbauen, abreißen und neu bauen.

Danach führte mich meine Wanderung weiter durch die Stadt, auf einst bekannten Wegen, durch winklige Gassen, an der Postmeilensäule und dem Mühlteich vorbei, zur Christuskirche. Wie es früher so war, steht die Kirche tatsächlich auf der höchsten Erhebung der Stadt und vom Kirchturm gibt es einen unglaublichen Rundblick in die Oberlausitz. Als wir mit unserem Lehrer im 3. Schuljahr mit der Klasse nach oben stiegen und durch die Tür aus dem Turm ins Freie traten, erlebte ich zum ersten Mal dieses erregende Schwindelgefühl, das mich seitdem immer wieder einmal an hohen Orten überkommt. Der Lehrer war mein Lieblingslehrer, er war jung und lustig und sprang über unsere Tische im Klassenzimmer wie über ein Pferd in der Turnhalle. Eines Morgens erschien dieser geliebte Klassenlehrer nicht zum Unterricht. Wir saßen auf unseren Bänken und warteten auf ihn und wurden schon unruhig. Einige Jungen und Mädchen verließen ihre Plätze, öffneten die Klassenzimmertür und steckten die Köpfe auf den stillen Gang hinaus, bis eine sehr junge Lehrerin den Flur entlangkam und kurz darauf eintrat. Sie stellte sich vor und sagte ohne weitere Erklärung, dass sie unsere neue Lehrerin sei und sich auf uns freue. Ich erschrak und mich ergriff eine romantische Traurigkeit, unter der ich tagelang litt, weil ich den Lehrer nun nie wiedersehen würde. Die Kunde, dass er in den Westen gemacht sei, lief wie ein Lauffeuer durch die Schule und die ganze Stadt.

Von der Kirche schlug ich den Weg zur Kirchstraße ein, weil ich die Schule wiedersehen wollte, in die ich vier Jahre lang sechs Tage die Woche vom

Goldbacher Weg quer über den Altmarkt marschiert war, und in der ich lesen und schreiben und vieles mehr gelernt hatte. Dabei kam ich an einem Juweliergeschäft vorbei und sah mir die Auslagen im Schaufenster an, als ich eine Uhr von Bruno Söhnle aus dem Uhrenatelier in Glashütte entdeckte, die mir sehr gefiel. Ich betrat das Geschäft, ließ sie mir zeigen und kaufte sie nach kurzem Überlegen. Es war das erste Mal, dass ich in dieser Stadt etwas für mich gekauft habe – ein seltsames, schwer erklärbares, freudiges Gefühl. Die Uhr trage ich seitdem täglich. Die Leute im Geschäft waren freundlich und erzählten mir auf meine Frage hin viel über die Schule. Überhaupt war mein Gang durch Bischofswerda irgendwie unglaublich und berührte mich eigenartig. Ich habe sehr viele, ganz lebendige Erinnerungen an die Stadt, ihre Umgebung und die Menschen von damals. Häuser, Straßen und vor allem der Marktplatz mit dem Rathaus erschienen mir sehr vertraut, waren aber gleichzeitig auch sehr fremd, anderes fand ich nicht wieder. Gern wäre ich länger geblieben, tröstete mich aber damit, dass ich zurückkommen würde. Tatsächlich hatte ich mir am 12. Oktober 2012 für die Stadt meiner frühen Kindheit einen wunderschönen Tag ausgesucht, die Sonne schien sehr warm, Bischofswerda lag hell und klar vor mir, und ich war tief froh und glücklich.

Copyright © Angela Thompson, Culver City, Januar 2013